



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Die Bedeutung des Lautes in der Sprache.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

sich selbst bestimmen können. Der Student wird zu der unsinnigen Prätension verführt, Beides vereinigen zu wollen, den Vortheil der Unzurechnungsfähigkeit und der Freiheit, die kindliche Naivetät des Spiels mit männlicher Würde selbständiger Stellung im Ernst des Lebens. Dafür wird durch die halb väterliche halb bürgerliche Rechtsstellung, die keins von Beiden recht ist, gesorgt, und diesen abscheulichen Zwitterzustand nennt man mit Pathos akademische Freiheit, ein trauriges Beispiel, wie unklar uns der Begriff der Freiheit im Ganzen noch ist. Mag dieser Mißstand in größeren Städten sich von selbst mehr abschleifen, so verdienen die kleinen Universitäten nicht minder Berücksichtigung und Befreiung von dem Unwesen, mit dem sie sonst unfehlbar selbst dem Untergange zugeführt werden; und das wäre sehr zu beklagen, da nur diese zerstreuten Musensitze es so vielen Unbemittelten möglich machen, in den Stand der wissenschaftlich Gebildeten einzutreten, der mehr als irgend ein anderer beständiger Erneuerung bedarf. Gerade die jungen Kräfte aber, die wir auf den kleinen Universitäten aus meist sehr bescheidenen Umgebungen in den Strudel der in einem geordneten Staate sonst undenkbaren Unabhängigkeit geschleudert sehen, sind es vor allen, die in der Entwicklung dadurch verdorben werden, daß sie sich an diesen Zustand gewöhnen und nachher als elende „Philister“ in der ganzen langen Zeit der wahren männlichen Reise auf seine Unregelmäßigkeit als verlorenes Paradies mit ohnmächtiger Sehnsucht zurückblicken.

Die Bedeutung des Lautes in der Sprache.

Die Sinne führen uns in das ganze Gebiet der Außenwelt, das Auge in die Welt des Lichtes mit aller Herrlichkeit der Farben, das Ohr in die Welt der Töne und so die übrigen Sinne in die ihnen entsprechenden Gebiete. Die dadurch erhaltenen Eindrücke, die Anschauungen und Vorstellungen bleiben nicht unwirksam in uns; es prägt sich uns, wenn wir den äußern Eindrücken unsere Aufmerksamkeit zuwenden, nicht nur ein Bild derselben ein, so daß wir sie in späterer Zeit bei gegebener Gelegenheit wieder hervorrufen können, sondern die Lebenskraft, die Seele ist auch sofort thätig, in dem Körper eine solche Veränderung hervorzubringen, welche dem von außen kommenden Eindruck genau entspricht. Nicht bloß wird die Außenwelt psychisch gemacht,

d. h. in die Seele aufgenommen und in Vorstellungen umgekehrt, sondern die Innenwelt wird auch somatisch gemacht, d. h. äußerlich an dem Körper dargestellt, was im Innern vorgeht. Die Seele kommt nicht nur dem von außen kommenden Eindruck entgegen (denn wenn sie das nicht thut, nicht aufmerkt, kommt ja überhaupt kein Eindruck zum Bewußtsein, ist also gleichsam für die Seele überhaupt nicht vorhanden); sondern sie ruft auch in dem Körper wiederum solche Vorgänge hervor, welche zeigen, wie die Seele davon afficirt worden ist. Einige Beispiele werden dies klar machen. Wenn etwa die tiefe Dunkelheit, in der wir uns befinden, durch einen Lichtstrahl erhellt wird, so wenden wir ganz unwillkürlich das Auge nach dem leuchtenden Gegenstande hin; wir sehen nicht bloß (passives Verhalten), sondern wir blicken hin (activ). Ebenso wenn in lautloser Stille plötzlich ein Ton vernehmbar wird, so hören wir nicht bloß (passiv), sondern wir horchen (activ); die ganze Aufregung, die sich der Seele bemächtigt hat, prägt sich auch im Körper, in den Bewegungen des Auges und der Gesichtsmuskeln, in den Wendungen des Kopfes, in der Anspannung der Sehnen u. s. w. aus. Die thätig gewordene Seele setzt auch sofort den Körper in eine entsprechende Thätigkeit.

Diese Thätigkeit nun, insofern sie eine unbewußte ist, ist auch nicht von unserm freien Willen abhängig und ist daher auch in allen Menschen unter gleichen Umständen überall ein und dieselbe, daher denn auch Jedem sofort unmittelbar verständlich. Wir erinnern hier nur an die Symbolik der Mienen und Geberden, durch welche die innern Zustände äußerlich kund werden; sie sind symbolisch, d. h. sie haben eine unverkennbare Aehnlichkeit mit den geistigen Zuständen, die sie ausdrücken sollen, und erwecken daher in denjenigen, der sie wahrnimmt, die entsprechenden Vorstellungen. Wir erkennen, um einige Beispiele anzuführen, sofort mit dem ersten Blicke, ob Einer in Zorn oder in Angst geräth. Der Zorn macht roth, die Angst blaß, ganz naturgemäß: der Zornige kämpft gegen etwas an, er möchte darüber herfallen und es vernichten; das Blut nun ist gleichsam der flüssige Leib und so strömt es denn mit Gewalt nach der Oberfläche des Körpers hin; man möchte „aus der Haut fahren“, wie wir sehr bezeichnend sagen. Der Angstliche dagegen möchte sich verstecken, um nicht gesehen zu werden; er möchte sich klein machen, um „in ein Mäuseloch zu kriechen“; ganz analog diesem Streben strömt nun auch das Blut von der Oberfläche des Körpers nach dem Innern; er wird blaß. Wer außer Fassung geräth, macht „ein langes Gesicht“; was er etwa in der Hand hält, läßt er fallen: natürlich, wo die Seele ihre Fassung verloren hat, verliert sie auch der Körper, die Muskeln werden schlaff, daher das lange Gesicht. Dagegen wer den in ihm aufsteigenden Zorn beherrschen will, runzelt die Stirn und preßt den Mund zusammen; er will seiner Empfindung gleichsam alle Aus-

gänge versperren und Jeder erkennt, was sich auf seinem Gesichte darstellt. Wer einen Entfernten zu sich bescheiden will, winkt mit der Hand; in dem Winken liegt Bewegung und Richtung angedeutet, und Keiner wird diesen Gestus mißverstehen.*) Wer dagegen die Faust mit dem Stocke erhebt, gibt deutlich genug zu erkennen, was er will, so daß selbst das Thier es versteht und sich womöglich davon macht. Der schleichende Gang mißfällt uns; wir wissen, auch der Meid, der Verrath schleicht, und so trauen wir keinem Schleicher etwas Gutes zu. Wer von einem großen Unglück betroffen wird, hebt ringend die Hände über den Kopf empor; hat nicht wirklich seine Lage Aehnlichkeit mit der desjenigen, der im Wasser versinkt und zu ertrinken droht? Wie das Wasser so geht das Unglück über den Menschen hinaus, und nach einem rettenden Anhaltspunkte haschend streckt er die Hände empor.

Wir werden sogleich sehen, daß diese Erscheinungen, die sich durch viele andere noch erweitern lassen, in engem Zusammenhange mit unserm Gegenstande stehen und zur Aufhellung desselben wesentlich beitragen. Als Resultat also halten wir fest, daß die Affectionen der Seele sofort auch in dem Körper ein Correlat, ein Entsprechendes in den Lebensäußerungen, in den Bewegungen finden und daß zwischen dem innern Vorgange und dem äußerlichen Ausdrucke desselben eine so entschiedene Verwandtschaft oder Aehnlichkeit besteht, daß wir in dem letztern sofort den erstern wiederfinden.

Gehen wir jetzt zum Laute über. Der Laut ist in der ganzen Natur von der größten Bedeutung. Er wird bekanntlich hervorgebracht durch die Schwingungen, in welche die Theile eines Körpers gebracht werden; diese Schwingungen theilen sich der Luft mit, setzen diese in wellenförmige Bewegungen, und diese dringen nun in das Ohr, wo sie die Gehörsnerven afficiren. Wie die Gehörsnerven am tiefsten, gleichsam hinter festen Bollwerken verschanzt, in dem Kopfe liegen, so ist auch das Gehör der tiefste, innerlichste Sinn. Das Auge offenbart nur die Oberfläche der Gegenstände, lehrt uns nur, was sie zu sein scheinen; das Ohr dagegen, welches den aus dem Innern hervorquellenden Ton der Dinge vernimmt, läßt uns erkennen, was in ihnen geschieht, lehrt uns, was sie sind. Das eigentliche innere Wesen eines Dinges spricht sich am meisten und reinsten aus in dem Laut, Ton, Klang, Schall, oder wie wir es sonst immer nennen mögen. Das Auge täuscht leicht; das Ohr aber lehrt uns leicht das Volle von dem Leeren, das Feste von dem Losen, das innerlich Regelmäßige von dem Unregelmäßigen unterscheiden. Am Klange erkennen wir das falsche Geldstück leicht, so täuschend sein Aussehen auch sein mag.

Alarer noch tritt uns die Bedeutsamkeit des Lautes entgegen, wenn wir

*) Dagegen ist zu bemerken, daß man im Orient mit der Hand von sich ab winkt, wenn man Jemand zu sich heranzuwinken wünscht. D. Red.

die Töne beachten, die von den Thieren hervorgebracht werden. Je eintöniger die Laute sind, die ein Thier hervorzubringen vermag, desto geringer ist sicherlich auch der Umfang der Empfindungen, deren es fähig ist, und umgekehrt. Bekanntlich vermag von allen Hausthieren keines seine Stimme in so mannigfacher Weise zu moduliren als der Hund; an seinem Bellen, Knurren, Heulen, Winseln u. s. w. und den verschiedenen Tonarten, worin es geschieht, erkennen wir leicht, wie wechselnd seine Empfindungen sind; er besitzt eine feinere Unterscheidungsgabe, als irgend ein anderes Thier, und darum steht keins dem Menschen so nahe, keins begleitet ihn so durch alle Zonen vom glühenden Sande der Wüste bis zum starrenden Eise des Nordens als gerade der Hund. Der feurige Muth des Rosses spricht sich deutlich genug aus in seinen heftigen, brausenden, tief aus der Brust kommenden Tönen, in seinem Wiehern und Schnauben; und so ist denn auch das muthige Roß von jeher des Menschen treuer Gefährte auf dem blutigen Schlachtfelde gewesen. Dagegen das sanfte, geduldige, hülfslose Wesen des Schafes offenbart sich deutlich genug in seinem monotonen Blöken; ebenso deutet der tiefe, meist sich gleichbleibende Ton des Rindes darauf hin, daß seine Natur ruhig, zu sflavischem Dienste bestimmt, zu Opfer und Hingabe geschaffen ist, und so muß es denn von seiner Geburt an bis zu seinem gewaltsamen Tode unter dem Beil des Meggers sich in Allem dem Dienste des Menschen weihen. Wie sehr die Stimme der Thiere ihrem Wesen entspricht, erkennen wir sofort, wenn wir uns einmal vorstellen, ein Pferd solle etwa blöken wie ein Schaf oder eine Kuh brüllen wie ein Löwe. Wie ungereimt dieses wäre, erkennen oder vielmehr fühlen wir sofort. Ein blökendes Pferd ist kein Pferd mehr; soll es bleiben, was es ist, so muß es wiehern.

Am mächtigsten zeigt sich das Wesen des Lautes, des Tones bei der menschlichen Stimme: der Laut der Stimme läßt am besten die Beschaffenheit des Innern, die „Stimmung“ erkennen und wirkt hinwiederum am unmittelbarsten auf das Innere, die Stimmung des Hörenden. Ich spreche hier nur von dem Laute als solchen, von dem Klange und sehe noch völlig von der durch ihn getragenen Vorstellung ab. Wie mächtig ist nicht der Zauber einer schönen, klangvollen Stimme, selbst wenn wir die Worte nicht verstehen! Welche wunderbaren Wirkungen weiß nicht der Redner, der Schauspieler in uns durch die Gewalt des Lautes hervorzubringen — denn daß es keineswegs die Vorstellungen allein sind, die uns bewegen, ergibt sich sogleich ganz deutlich, wenn dasselbe Stück ohne Aufbietung solcher Tonmittel, gleichgiltig und nachlässig vorgetragen wird. Darauf beruht auch die Wirkung der Musik, namentlich des Gesanges, der ja das menschliche Gemüth auf die wunderbarste Weise zu ergreifen vermag. Bekannt ist die Erzählung von dem alten nordischen Sänger, der am Hofe des Norwegerkönigs Olaf erschien: zuerst sang er lustige

Weisen, so daß die eben gewiß sonst nicht sehr empfindsamen Krieger, die am Königsmahle theilnahmen, in die heiterste Lust, in die ausgelassenste Fröhlichkeit versetzt wurden. Dann stimmte er einen ernstesten, traurigen, klagenden Ton an, und bald sah man die Helden in Thränen ausbrechen, schluchzen und weinen. Und wiederum griff der Skalde in die Saiten und begann ein feuriges, wildes Lied, und sofort faßte die Recken wilde Kampflust, sie griffen zu den Waffen, und es hallte der Saal wieder von dem Geklirr der Schwerter und den Schlägen der Streitägte. Es war gewiß ebenso sehr der Klang der Lieder als ihr Inhalt, der die wilden Krieger zu diesem bunten Wechsel der Gefühle hinriß. Ähnliches wird von einem arabischen Sänger berichtet, der am Kaliphenhose zu Bagdad erschien.

Es ist etwas Wunderbares um die menschliche Stimme. Sie ist in ihrem Ursprunge eine Bewegung, insofern sie nämlich ausgeht von den in Bewegung gesetzten Stimmbändern des Kehlkopfes. Aber während alle übrigen Körperbewegungen unmittelbar an uns in den betreffenden Körpertheilen vor sich gehen ohne fremde Vermittelung, werden diese Schwingungen hervorgebracht durch ein uns ursprünglich Fremdes, durch die eingeathmete Luft, die mit größerer oder geringerer Kraft durch die Stimmriße getrieben wird. Durch eben diese Luft wird nun auch diese Bewegung fortgepflanzt, also einem uns fremden Elemente übergeben und somit außer unserer Gewalt gebracht. Ein uns entschlüpfter Laut, ein einmal gesprochenes Wort steht nicht mehr in unserm Bereich, es ist unwiederbringlich. Die Luft ist zum leiblichen Leben und seiner Entwicklung ebenso nothwendig, als das Wort zum geistigen Leben; die Luft strömt ein und aus, wie die Worte kommen und gehen. Alles was irdisch ist, kann in letzter Potenz in luftförmigen Zustand versetzt werden, und in ähnlicher Weise wird Alles, was geistig ist oder in dem Geist als Vorstellung oder Empfindung aufgenommen ist, wieder zum Wort. Die Luft ist das mächtigste und verbreitetste Element, zugleich das feinste und durchdringendste, und das Wort wiederum beherrscht die Welt; es erregt die Stürme in der Menschenbrust und Menschenwelt und besänftigt und stillt sie wieder.

Wir haben guten Grund anzunehmen, daß der im Munde des Menschen zum Worte geformte Laut ursprünglich ein Symbol der Vorstellung gewesen ist.

Auch der Laut ist eine Bewegung, gleichsam eine Geberde. Er wird, wie oben bemerkt wurde, im Kehlkopfe hervorgebracht. Am obern Ende desselben befinden sich zwei elastische Bänder, die Stimmbänder, die durch eine Spalte, die Stimmriße von einander getrennt sind. Die Stimmbänder können vermittlest besonderer Muskeln mehr oder weniger angespannt, die Stimmriße kann verengt und erweitert werden. Sind nun die Stimmbänder nicht gespannt, so gleitet die Luft aus der Luftröhre an ihnen vorbei, ohne sie in Schwingung

zu versehen. Dadurch entsteht ein Hauch, der also völlig tonlos ist. Sind aber die Stimmbänder gespannt, so setzt die durchströmende Luft sie in Schwingungen, deren Kraft und Höhe sich nach dem Grade der Spannung und der größeren oder geringeren Gewalt richtet, mit der die Luft durch sie hindurchgestoßen wird. Der auf diese Weise gebildete Ton, die Stimme, wird dann in der Mundhöhle durch die Sprachorgane geformt, er wird zum Vocale der also seiner Natur nach tönend ist. Die Consonanten, die aus dem durch die Sprachorgane geformten Hauche bestehen, sind an und für sich tonlos oder stumm.

Diese Sprachlaute nun besitzen im Großen und Ganzen noch jetzt eine symbolische Kraft, und in dieser Thatsache liegt der Beweis, daß in der ursprünglichen Sprache (oder den ursprünglichen Sprachen. D. Red.) die Symbolik der Laute, oder vielmehr der aus ihnen zusammengesetzten Worte eine ganz durchgreifende gewesen ist. So sehr auch der denkende Geist im Laufe der Zeit die Sprache zu seinem willenlosen Werkzeug gemacht hat, so viel scheinbare Willkür auch darin herrschen mag, so macht sich doch, zumal in den Stammsprachen, in denen sich natürlicher Weise ein viel lebendigeres Sprachgefühl erhalten hat, als in den secundären Sprachen, diese Symbolik noch in sehr fühlbarer Weise geltend. Um dieses nachzuweisen, müssen wir die einzelnen Sprachlaute etwas näher betrachten und ihre Charakteristik geben.

Der Vocal überhaupt entspricht der bloßen Empfindung, dem Gefühl; der Ton der Stimme entspricht der „Stimmung“ des Gemüths. Je höher die Kraft ist, mit der die Stimmbänder angespannt werden, die Luft durchgetrieben wird, je größer also die innere Erregung ist, desto höher und lauter wird der Ton und umgekehrt. Die Verschiedenheit der Vocale wird lediglich durch die verschiedene Gestaltung der Mundhöhle bedingt. Sprechen wir die Vocale in der Reihenfolge i e a o u aus, so finden wir bei einiger Aufmerksamkeit leicht, daß dabei die Zunge immer weiter zurückgezogen, dagegen die Lippen immer weiter vorgeschoben werden; bei i ist also die Mundhöhle am kleinsten, bei u am größten, also auch die schwingende Luftsäule dort am kleinsten, hier am größten; also ist i der höchste, u der tiefste Vocal, gerade wie etwa beim Clavier die höchsten Töne von den kürzesten Saiten, die tiefsten von den längsten hervorgebracht werden. Sprechen wir die Vocale in der Reihenfolge a e i o u, so stellt sich wiederum leicht heraus, daß die äußere Mundöffnung, die Entfernung der Lippen, fortwährend kleiner wird; bei a ist sie am größten, bei u am kleinsten. Die Hauptvocale sind a i u. Sehen wir jene beiden Reihenfolgen an, so finden wir, daß e und o allemal zwischen zwei andern stehen; sie sind auch in der That durch Trübung und Vermischung entstanden; e liegt zwischen a und i, o zwischen a und u. Das a klingt hervor, wenn die Stimme durch die natürlich, ohne allen Zwang geöffnete Mundhöhle hindurch-

strömt. *a* ist der reinste, schönste, tonhafteste Vocal, der erste reine Laut des Kindes; das *i* liegt dem Gaumen, das *u* den Lippen näher, letztere haben also schon etwas Consonantisches an sich und verdichten sich auch am ersten zu consonantischen Lauten, zu den Halbvocalen *j* und *w*. Die Vocale nun entsprechen besonderen Empfindungen und bei ihrer Charakterisirung müssen wir von den reinen Empfindungslauten ausgehen. Was Heyse in seinem „System der Sprachwissenschaft“ über das Charakteristische der Vocale sagt, ist so treffend, daß wir seine Worte unverändert folgen lassen wollen.

„Da die Vocale erst in den, durch äußern Sinnesindruck erregten Empfindungslauten rein und specifisch gesondert auftreten, so können sie auch vorzugsweise nur als Ausdruck solcher Empfindungen charakterisirt werden, welche durch objective Sinneswahrnehmung geweckt werden.

Das *a* ist im Allgemeinen der Ausdruck des gleichschwebenden, klaren, sanften Gefühles, der ruhigen Anschauung, der Betrachtung (*ah!*), aber auch des dummen Gaffens. In jedem Falle drückt es ein mehr ruhiges, passives Verhalten des Gemüthes aus, das sich nur im Allgemeinen als empfänglich für die Sinnesindrücke zeigt. Es hat von allen Vocalen am meisten den Charakter der Objectivität.

Das *u*, der äußerste, tiefste Vocal, drückt die Empfindung des Widerstrebens, der Abwehr, Furcht, Grausen, Entsetzen aus (*hu!*), also eine negative, abstoßende Richtung des Subjects gegen die Objecte seiner Wahrnehmung; daher auch objectiv das dieser Empfindung Analoge oder dieselbe Erregende: das Stumpfe, Dumpfe, Dunkle, Schauerliche, Furchtbare u. s. w.

Das *i* im Gegentheil, der innerste und höchste Vocal, drückt die Empfindung des Verlangens, der Liebe aus, gleichsam das In sich ziehen des sinnlichen Eindrucks, das Assimiliren des Wahrgenommenen, überhaupt jede innige, intensive Empfindung; daher auch, zum Ausdruck des Objectiven verwendet, analoger Weise: Intensität der Kraft oder Bewegung, das in sich Concentrirte, das Spitze, Fliehende, Durchdringende, Blitzende u. s. w.

Das *o* als Mittellaut zwischen *a* und *u* vereinigt beider Charakter in sich. Die ruhige Klarheit, das passive Betrachten wird zu einer lebhafteren Empfindung gesteigert, die aber nicht die der Innigkeit und Sehnsucht ist, sondern des Staunens vor dem Hohen, Großen, Vollen u. s. w. Der Gegenstand, welcher die Empfindung erregt, wird außerhalb des Individuums gehalten, nicht demselben assimilirt (wie in dem *i*), aber auch nicht von demselben abgestoßen, wie in dem *u*.

Das *e* ist der charakterloseste und tonloseste Vocal. Er hat als Empfindungslaut die geringste Bedeutung, greift dagegen in der Sprache immer mehr um sich und drängt sich an die Stelle der tonhafteren, empfindungsvolleren Vocale, je mehr die Sprache Verstandessprache wird (wie im Neu-

hochdeutschen). Er ist der völlig indifferente, neutrale Vocal, farblos wie das Wasser und nur als das flüssige Element der Aussprache und Verflöschung der Consonanten dienend. Es spricht sich darin die Stimmung der leidenschaftslosen, verständigen Rede, des gleichgiltigen, kalten Ernstes aus." So weit Heyse.

In der ausgebildeten Sprache verlieren allerdings die Vocale ihre selbstständige Geltung; sie werden am Ende in ganz willkürlicher Weise gebraucht, und bei ihrem schwankenden, unbestimmten Wesen gehen sie leicht in einander über oder wechseln (singe, sang, gesungen!), während die Consonanten unverändert bleiben. Die Consonanten gehören dem unterscheidenden Bewußtsein, dem klaren Verstande, dem denkenden Geiste an. Sie erfordern zu ihrer Erzeugung eine viel größere bewußte Thätigkeit als die Vocale; Kinder bringen ziemlich früh reine vocalische Laute hervor, aber es dauert geraume Zeit und erfordert Übung, die sämmtlichen Consonanten auszusprechen, ebenso verliert der Mensch bei schwindendem Bewußtsein leicht die Fähigkeit, scharf gesonderte Consonanten hervorzubringen: der Trunkene lallt nur noch; darin zeigt sich deutlich genug die enge Verbindung, in der der denkende Verstand mit der Erzeugung der Consonanten steht. Sie werden hervorgebracht durch das Gegeneinanderstemmen der Sprachorgane, die allemal je zwei dabei theilhaftig sind. Es sind nämlich Ober- und Unterlippe, Vorderzunge und Zähne und Hinterzunge und Gaumen. (Von den Gurgellauten einzelner Sprachen sehen wir hier ab.) So entstehen die drei Consonantenreihen der Lippen-, Zahn- oder Zungen- und der Gaumenlaute. Während die Vocale schwankend ineinanderlaufen, wie ja auch die Gefühle schwankend und unbegrenzt sind, dienen die Consonanten dazu, die Laute zu gliedern und zu sondern und dem flüssigen Elemente der Vocale Schranken zu setzen.

Es ist allerdings außerordentlich schwer, die Consonanten zu charakterisiren, weil die Urbedeutung der Wörter schwer, oft gar nicht zu ermitteln und in den abgeleiteten Bedeutungen natürlich die Natur der Consonanten nicht mehr zu erkennen ist. Indes Einiges, was auf der Hand liegt, wollen wir doch anführen.

Bemerkenswerth ist zunächst, daß durchweg der Name der Sprachorgane durch die Laute gebildet ist, die mit ihrer Hülfe gebildet werden, vgl. Kehl-, guttur-, Gaumen-, Zunge-, Zahn-, dens-, Lippe-, labium-, Mund-, Nase-, nasus-, u. s. w. Das ist gewiß nicht zufällig. Bei den Zungenlauten (d, t, z) wird die Zunge vorwärts an die Zähne geschoben, sie zeigt gleichsam vorwärts, daher beginnen die Wörter für die zweite angeredete Person, du, tu, dein, ferner der, dieser, tantus, talis, τοῦτος, also die Demonstrativa, sodann die Verba, die ein Deuten, Zeigen, Hinweisen bezeichnen, *deinco*, dico, do, *didomi*, auch *digitus* u. s. w. oft mit Zungenlauten. Die Bildung des l entspricht, wie dieses schon dem Plato auffiel, einer leisen, linden Bewegung, während das r

eine raschere, lautere Bewegung bezeichnet, daher rollen, rinnen, rauschen, reiben, reiten, rigen, rund, Rad, rota, ruo. Auch w dient zum Ausdruck einer Bewegung, aber einer solchen, die der weichen, gehauchten Natur des w entspricht, daher Wogen, wallen, wehen, wälzen, Wind, Wasser, volare, volvere, via, Welle. Bei m werden die Lippen geschlossen, der Laut soll gleichsam nach Innen gedrängt werden; daher verbindet er sich gern mit der Vorstellung des Geheimnißvollen, Versteckten: murren, munkeln, vermummen, murmeln, Maus, mutus, mysterium, *μύω* (in die Mysterien einweihen), *μύζω* und *μύάω*, *μύρδος* u. s. w., wobei überall die Verbindung mit dem dumpfen u und v in die Augen fällt. Ferner drückt das Schließen der Lippen sehr treffend das Zurückbeziehen auf das redende Subject aus, woher es sich erklärt, daß die Casus obliqui der ersten Person und das entsprechende Possessivum fast in allen Sprachen mit m gebildet werden: mein, meus, *ἐμός*, mir, mich, *ἐμοῦ*, *ἐμοῖ*, me, u. s. w. Auch geistige Thätigkeit wird durch m bezeichnet: meinen, mahnen, monere, memini, mens, *μυμνήσκω* etc.

In ähnlicher Weise könnten wir die übrigen Consonanten durchgehen, doch würde dies zu weit führen: das Gesagte wird hinreichen, dem Leser wenigstens einigermaßen einen Begriff von der Symbolik der Sprachlaute zu geben und es zur Klarheit zu bringen oder doch zum mindesten ahnen zu lassen, daß in der ursprünglichen Sprache keine Willkür, sondern Naturnothwendigkeit geherrscht hat, daß also die Wörter der Ursprache (Ursprachen der Racen. D. Red.) gerade so lauten mußten, wie sie eben lauteten, und daß in den Stammsprachen sich noch allerlei, wenngleich sehr verdunkelte Anklänge an diese wunderbare Lautsymbolik erhalten haben.

Die Ursprache existirt nicht mehr; statt der einen Sprache der geschichtlichen Menschheit finden sich jetzt zahllose Völkersprachen, die auf den ersten Blick nichts mit einander gemein zu haben scheinen. Die vergleichende Sprachforschung, diese jüngste Schwester in dem ehrwürdigen Kreise der Wissenschaften, hat nun die Verwandtschaft vieler, höchst verschieden klingender Sprachen evident dargethan: so erfüllt beispielsweise der indogermanische Sprachstamm fast den ganzen Raum vom Ganges bis zum atlantischen Ocean, und es ergibt sich mit zweifelloser Gewißheit, daß Inder, Perser, Slaven, Germanen, Kelten, Griechen, Römer u. s. w. stammverwandte sind, d. h. ursprünglich vor Jahrtausenden zu einem einzigen Stamme gehörten; ihre Sprachen sind aus einer gemeinsamen Wurzel entsprossen. Wenn wir auch von der babylonischen Sprachverwirrung absehen, die nebenbei bemerkt gewiß nicht eine neue Schöpfung wildfremder Sprachen, sondern gerade, was das Wort sagt, eine Verwirrung, Confusion der einen Ursprache bezeichnen soll, so mußten sich doch bei der Fortentwicklung des Menschengeschlechtes oder Menschenvolkes zu einer Reihe von getrennten Stämmen und Völkern auch eine Reihe verschiedener Sprachen entwickeln. Und

zwar mußte diese Entwicklung in der Weise vor sich gehen, wie sie durch die Naturanlage des Volkes, sowie durch die äußerlichen Bedingungen seiner Existenz, Wohnsitze, Klima, Lebensweise u. s. w. vorgeschrieben wurde. Allein für diese spätere Zeit, wo sich der naturnothwendige Zusammenhang zwischen dem lautlichen Ausdruck und der auszudrückenden Vorstellung mehr und mehr gelöst hatte, ist dem freien Menschengeniste, dem die Sprache zu seinen vernünftigen Zwecken diene, eine bedeutende Einwirkung zuzuschreiben. Der Geist schaltet frei mit dem Sprachmaterial, aber doch nicht so willkürlich, daß sich nicht doch noch, wie wir sahen, Reste der ursprünglichen Bedeutsamkeit erhalten hätten.

Aus der Art und Weise aber, wie das einzelne Volk mit dem Sprachmaterial verfahren ist, läßt sich ein bedeutsamer Rückschluß auf den Geist des Volkes machen. Sprechen ist lautes Denken; wie ein Volk spricht, so denkt es auch, und mit Recht nennt man die Sprache ein getreues Abbild des Volksgeistes. In der Regel denkt man bei dieser Behauptung nur an die begriffliche Seite der Sprache, und diese ist in der That auch vor Allem wichtig in dieser Beziehung. Daß indeß auch die lautliche, die phonetische Seite von großer Bedeutung sei, wird nach dem vorher Gesagten nicht mehr zweifelhaft sein. Diese wollen wir nunmehr bei einigen concreten Sprachen etwas genauer ins Auge fassen und das Charakteristische daran hervorheben.

In den ältern Sprachen herrscht durchaus der Vocalismus vor; nicht bloß die Stammsilben, auch die Endungen sind voll und tönend, die ganze Sprache klangreich, ganz entsprechend der größern sinnlichen Empfänglichkeit, der innigen Hingabe der jugendlichen Naturvölker an die sinnlichen Eindrücke. Keine Sprache vermag uns in dem Laufe ihrer Entwicklung so interessante Beispiele zu geben, als gerade die deutsche. Vergleichen wir die alten Entwicklungsstufen derselben mit unserem Neuhochdeutschen, so springt die sinnliche Tonsfülle jener sofort in die Augen. Wir nennen beispielsweise nur den Anfang des gothischen Vaterunsers: *Atta unsar thu in himinam, veihnai namo thein, qui-mai thiudinassus theins* u. s. w. Oder vergleichen wir einen Vers der alten Edda mit der Uebersetzung Simrocks:

Sol tekr sortna, sigr fold i mar,

hverfa af himni heidar stiörnör,

geisar einir vid aldurnara,

leikr har hiti vid himin sialfan.

Schwarz war die Sonne, die Erde sinkt ins Meer,

Vom Himmel fallen die heitern Sterne,

Gluthwirbel umwühlen den allnährenden Weltbaum,

Die heiße Lohe beleckt den Himmel.

Oder endlich einige Verse aus dem Heliand, dem herrlichen altsächsischen Liede vom Leben Jesu:

Warth est lioth cuman War wieder Licht gekommen,
 moragan te mannon, Der Morgen zu den Menschen;
 mahtigan crist Den mächtigen Christ
 gruottun is jungron. Grüßten seine Jünger.

Wie voll und mächtig erklingen diese Laute gegenüber unserm abgeschwächten Hochdeutschen! Wir erkennen in diesen markigen Tönen das lebendig empfindende Jünglingsalter unseres Volkes, während die Tonlosigkeit, zumal der Endungen, in unserer heutigen Sprache auf das reflectirende Mannesalter hinweist.

Wie es mit der deutschen Sprache hinsichtlich ihrer vocalischen Entwicklung gegangen ist, so ähnlich mit den übrigen Stammsprachen. So klingt bekanntlich das Griechische in den homerischen Versen weit volltönender, reicher, zum Theil auch weicher als in der spätern attischen Sprache.

Interessant ist es, einen Blick auf das Verhältniß der Consonanten zu den Vocalen in den einzelnen Sprachen zu werfen; eine in dieser Beziehung angestellte Vergleichung führt zu charakteristischen Resultaten. Da die Vocale der Empfindung, die Consonanten dem Verstande angehören, so läßt sich der Schluß ziehen, daß der größere Reichthum in der einen oder andern Beziehung auf das Vorwiegen entweder des Gefühles oder des Verstandes in einem Volke hindeutet. Hier legt nun die deutsche Sprache ein eigenthümliches Zeugniß für die Deutschen ab. Im Deutschen verhalten sich die Vocale zu den Consonanten wie 5 zu 9, so daß also fast doppelt so viele Consonanten als Vocale verwandt werden. Unter den Consonanten hat das dumpfe n ein entschiedenes Uebergewicht und unter den Vocalen das tonlose e; dieses kommt ungefähr ebenso oft vor, als alle übrigen Vocale zusammen: unter hundert vocalischen Lauten befinden sich nämlich 43 e, 23 Diphthonge, 10 i, 10 u, 9 a und 5 o. Auch die Hauchlaute h und ch finden sich verhältnißmäßig häufig und deuten darauf hin, daß der deutsche Charakter tiefinnerlich und leidenschaftlicher ist, als z. B. der italienische, da das Italienische dieselben fast entbehrt. (Daß der Hauch eine lebendigere Empfindung, lebhaftere Aufregung ausdrückt, ergibt sich leicht, wenn wir die Empfindungslaute ah mit ha und uh mit hu! vergleichen.) Die deutsche Sprache ist durchaus nicht bestrebt, Härten und Mißflänge zu vermeiden; ein Modificiren und Assimiliren der Laute kennt sie fast nicht; sie nimmt sie, wie sie sie vorfindet und läßt sich so zu sagen Alles von ihnen gefallen. Daher kommen denn auch Bildungen vor, die in andern Sprachen unerträglich hart und steif klingen würden, wie Pfropfreis, Rechtspflege, Spreizsprung, Volkskraft. Die Sprache ergibt sich in solche Mißflänge, wie das Volk sich bisher schließlich in so Vieles ergab, getreu dem sehr bezeichnenden Sprichwort: Was man nicht kann ändern, muß man lassen schlendern.

Ganz andere Verhältnisse zeigen die beiden antiken Sprachen. Die wohlklingendste von allen Sprachen überhaupt ist die griechische. Unter 100 Lauten sind im Griechischen 46 Vocale; unter ihnen herrschen (im attischen Dialekte) die leichteren ϵ und o und unter den Consonanten die härtern κ , π , τ entschieden vor. Außerdem accommodiren und assimiliren sich die Laute, so daß die harten zu den harten, die weichen zu den weichen und die gehauchten wiederum sich zu ihres Gleichen gesellen. Stammsilbe und Endung verbinden sich überall auf eine höchst geschmeidige Weise; wo eine Härte entstehen könnte, schiebt sich sofort ein Bindenvocal ein. Ganz so wie die Sprache an Formenschönheit unübertroffen dasteht, so zeichnen auch die Griechen vor allen Völkern sich durch feinen Formensinn und ein lebendiges Kunstgefühl aus; ihre Kunstschöpfungen sind so maßgebend, daß selbst unsere Zeit bei ihnen noch in die Schule geht. Wie die Sprache geschmeidig und beweglich ist, so waren auch die Griechen das geschmeidigste und beweglichste Volk der alten Welt.

Das Lateinische dagegen zeichnet sich durch das Festhalten der vollen Vocale a , i , u aus und hat dadurch einen vollen kräftigen Klang, ruhigen Ernst und eine gewisse feierliche Würde behalten. Unter 100 Lauten sind etwa 44 Vocale, und diese wechseln fast gleichmäßig mit einander ab. Gleich die 3 ersten Wörter der Aeneis zeigen alle 5 Vocale: *arma virumque cano*. Unter den Consonanten kommen die weichern b , d , g , f , l verhältnißmäßig seltener vor, am meisten t , r und s , dann m , n und c . Die dritte Person Singular und Plural beim Verbum schließt überall mit t , im Passiv mit tur , was beides höchst energisch klingt, und die so oft vorkommenden Schlußsilben *tus* und *tum* haben auch etwas sehr Entchiedenes an sich. Der Römer trachtete weniger nach feinem Wohlklang und leichtem Fluß der Rede, als nach energischem Ausdruck und Fülle des Tones. Sie haben mit echt römischer constantia an den alten Lautgesetzen festgehalten, und den Beherrschern der Welt geziemte auch eine Sprache, die schon durch ihren Klang Achtung einflößte.

Unter den neuern europäischen Sprachen ist das Italienische wohl unbestritten die wohlklingendste. Hier finden sich auf 10 Vocale 11 bis 12 Consonanten und unter den letztern herrschen die liquiden l , m , n , r und s am meisten vor; die Vocale a , e , i , o kommen alle ungefähr gleich oft vor; u seltener. Schon hieraus ist der weiche, klangvolle Charakter der Sprache ersichtlich, zugleich aber auch eine gewisse Verschwommenheit und Zerslossenheit derselben. Mit dieser Eigenthümlichkeit ihres Idioms steht im engsten Zusammenhange die Neigung der Italiener, ihren Gedanken und Gefühlen in wortreichen Reden oder in lautem Gesange einen Ausdruck zu geben. Es ist gleichsam die Musik der sprachlichen Töne, die sie dazu verführt. Daher wird denn auch in den Schulen hauptsächlich eine rhetorische Ausbildung der Zöglinge erstrebt, und die Italiener selber sind so wort- und phrasenreich, wie

kaum irgend ein anderes Volk. Schwerlich hat jemals ein Volksführer so viele Ansprachen und Proclamationen erlassen, als in unsern Tagen Garibaldi; aber er bewährt sich in dieser Wortfülle als echten Italiener, und die wortfargen Deutschen, die etwa diese überschwänglichen Redereien belächeln, vergessen, daß sie in ihm keinen Landsmann vor sich haben.

Das Französische ist hauptsächlich gesellige Umgangssprache; der Franzose plaudert und schwätzt gern und viel und rasch, und diesem Bedürfnis hat sich denn auch die Sprache anpassen müssen. Der lautliche Ausdruck der gegenwärtig gesprochenen Sprache hat sich wesentlich von dem der früheren entfernt; daher der große Unterschied zwischen dem geschriebenen und gesprochenen Worte; jenes hat durchweg viel mehr consonantische Laute als dieses und das unbetonte *e* ist völlig stumm geworden. Das Verhältniß der hörbaren Consonanten zu den hörbaren Vocalen ist etwa wie 10 zu 7; die Sprache ist also vocalischer als die deutsche. Der Verstand allein herrscht in ihr vor; der Franzose drängt beim Sprechen so sehr zur Eile, daß er Alles, was nicht zum Verständniß unbedingt nothwendig ist, ohne Weiteres fortläßt. Daher kommt es auch, daß der Accent durchweg auf der letzten Silbe liegt, wodurch natürlich ein rascherer Fluß der Rede hervorgebracht wird, ganz dem unruhigen, beweglichen, raschen Wesen der Franzosen entsprechend.

Umgekehrt ziehen die Engländer den Ton möglichst weit von der Endung zurück und lassen die Schlußsilben tonlos fallen. Da sie den Mund nicht recht aufthun oder vielmehr nicht recht aufthun wollen, so werden die sprachlichen Laute gleichsam zurückgehalten, und daher sind die Vocale meist unrein und gequetscht. Die Flexions- und Bildungssilben hat die englische Sprache größentheils abgeworfen; nur die nackten Stämme stehen noch da, und dadurch hat sie eine lautliche Gedrängtheit und sinnliche Energie bekommen, wie sie keine andere europäische Sprache besitzt. Alle diese sprachlichen Eigenthümlichkeiten stimmen wiederum mit dem energischen und verschlossenen Wesen der Engländer völlig überein.

So viel von dem Charakter der besprochenen Sprachen hinsichtlich ihrer lautlichen Seite. Wir wollen nun zum Schluß noch einige Einzelheiten, concrete Fälle anführen, durch die das Gesagte anschaulicher wird. Wir müssen dabei natürlich von der Poesie ausgehen; denn, wie oben bemerkt, ist sie die Sprache des Gefühls, der Empfindung, und daher kommt in ihr auch der Laut wieder zu seinem Rechte, das die verstandesmäßige, nüchterne Prosa nicht anerkennt. In der Poesie ist bekanntlich die Harmonie zwischen dem Klange der Wörter und den damit bezeichneten Vorstellungen eines der wirksamsten Mittel, und bewußt oder unbewußt verwenden die Dichter dasselbe oft in ganz überraschender Weise. Wie klingt uns z. B. das brausende Tosen des angeschwollenen Stromes schon aus den bloßen Worten entgegen:

Die Schollen rollten Schuß auf Schuß,
 Von beiden Ufern hier und dort,
 Von beiden Ufern riß der Fluß
 Die Pfeiler sammt den Bogen fort;
 oder wie es gleich darauf heißt:

Zerborsten und zertrümmert schoß
 Ein Pfeiler nach dem andern fort.

Wie unendlich verschieden dagegen ist Gedanke und Klang in Freiligraths Worten:

Fremdling, laß deine Stute grasen;
 O zieh nicht weiter diese Nacht!
 Dies ist die schönste der Dasen;
 Im gelben Sandmeer glänzt ihr Rasen.
 Wie zwischen schimmernden Topasen
 Ein grüner glänzender Smaragd.

Die friedliche, anmuthige, einladende Stille der Dase klingt uns gleichsam schon aus den Worten entgegen, und an einem solchen Beispiele wird auch dem Unachtsamen leicht klar, wie wohl begründet das oben über den Charakter des a Gesagte ist. Man denke überall ein u statt eines a — und der Eindruck ist ein total verschiedener. Bekanntlich ist ai oder das gleichklingende ei ein Schmerzenslaut; nun lese man das Gebet Gretchens im Faust: Ach neige — du Schmerzensreiche u. s. w. und sehe, wie der Laut ei immer und immer darin wiederkehrt; sollte das ohne Bedeutung und Absicht sein? In Wilhelm Meisters Lehrjahren singen Mignon und der Harfenspieler ein Lied, das wir ganz mittheilen wollen:

Nur wer die Sehnsucht kennt,
 Weiß was ich leide!
 Allein und abgetrennt
 Von aller Freude,
 Seh' ich ans Firmament
 Nach jener Seite.
 Ach! der mich liebt und kennt,
 Ist in der Weite!
 Es schwindet mir, es brennt
 Mein Eingeweide.
 Nur wer die Sehnsucht kennt,
 Weiß was ich leide.

Sehr treffend bemerkt über dieses Gedicht Poggel: „In den Reimklängen dieses Gedichtes, in den harten, abgebrochenen Lauten kennt, brennt u. s. w. und den weich und innig andringenden leide, Freude, Seite, Weite liegt etwas

mit dem Gefühl der Sehnsucht durchaus Analoges. Der erste Laut entspricht dem schneidenden Schmerze, welcher mit der lebendigen Vorstellung des unbefriedigten Verlangens verbunden ist, der zweite dem weichen und tiefen Anklinge der sich immer wieder erzeugenden Sehnsucht. Indem nun diese zwei Klänge immer im höchsten Jctus der Strophe stehen und Gehör und Gefühl des Lesers auf sich hinziehen und mit steigender Heftigkeit durch seine Seele tönen, erhält das ganze Gedicht eine solche Eindringlichkeit, musikalische Kraft und Wahrheit, daß es sich uns unverilgbar ins Gemüth prägt, wie der Klage-ton einer vor Sehnsucht sterbenden Liebe selbst.“

Es ist einleuchtend, daß bei der Uebertragung solcher Stellen in eine andere Sprache die lautlichen Vorzüge meist ganz verloren gehen und daß schon deshalb ein gutes Originalstück von einer Uebersetzung schwerlich, vielleicht niemals ganz erreicht werden kann. Erst bei einer Vergleichung solcher Uebersetzungen mit dem Original kommen die Eigenthümlichkeiten des letztern zur klaren Anschauung. Wir wollen auch dieses an einigen Beispielen nachzuweisen versuchen.

Im Liede von der Glocke heißt es bei der Schilderung der Feuersbrunst:

Hört ihr's wimmern hoch vom Thurm?

Das ist Sturm!

Roth wie Blut

Ist der Himmel!

Das ist nicht des Tages Gluth!

A. Brochier übersetzt diese Stelle folgendermaßen:

Ecoutez, des tours les cloches gémissent!

Ah! c'est du beffroi

La lugubre voix;

Les cieux se rougissent

De couleur de sang,

Et non des feux du jour naissant.

Die wunderbar ergreifende Wirkung, die im Originale durch das wiederholte u, und die harten Consonanten hervorgebracht wird, geht in der sonst nicht schlechten Uebersetzung verloren. Ebendort heißt es an einer spätern Stelle:

Von dem Dome

De la tour sainte

Schwer und bang

En son grave et fort

Tönt die Glocke

La cloche tinte

Grabgesang.

Un hymne de mort.

Den feierlichen Klang des a und o in Verbindung mit den dumpfen Nasenlauten hat Brochier in ein schwächliches Wimmern umgewandelt. In dieser Beziehung ist die Uebersetzung von Popprelle, die sonst der erstern meistens

nachsteht, namentlich durch ihre Willkürlichkeit in Behandlung der Gedanken und des Versmaßes, jedenfalls besser gelungen:

Du dôme, triste, vibrante
La cloche à l'homme commande
Le chant de morts.

Allein auch hier vermissen wir die schweren Doppeltrochäen, die gleichsam den Doppelschwung der Glocke malen. Im „Erlkönig“ flüstert die gespenstische Erscheinung dem bangen Knaben:

Du liebes Kind, komm', geh' mit mir,
Gar schöne Spiele spiel' ich mit dir.

Die Consonanten sind durchgehends weich, die Alliteration in „schöne Spiele spiel' ich“ ist äußerst bezeichnend, vor Allem aber malt das überall vorherrschende i die Innigkeit und glühende Sehnsucht des Erlkönigs. Brochiers Uebersetzung lautete:

Charmant petit garçon, viens, oui viens avec moi;
J'ai de jolis joujoux; j'y jouerai avec toi.

Hinsichtlich der consonantischen Laute läßt sie gewiß nichts zu wünschen übrig; zumal das oft wiederholte dumpfe i gibt sehr gut das Flüstern wieder; aber die vocalischen Vorzüge sind völlig verloren. Selbst eine italienische Uebersetzung, die mir eben vorliegt, erreicht bei weitem nicht den wunderbaren Wohlklang des deutschen Liedes:

Amabil fanciullo, deh! vieni con me!
Gran copia di doni hò in serbo per te.

Noch ein Beispiel wollen wir anführen, wo namentlich die harten consonantischen Laute von großer Wirkung sind; in „Winternacht“ singt Lenau:

Vor Kälte ist die Luft erstarrt,
Es fracht der Schnee von meinen Tritten,
Es dampft mein Hauch, es flirrt mein Bart;
Nur fort, nur immer fortgeschritten.

Die französische Uebersetzung lautet:

Tout se raidit où l'air froid passe,
La neige craque et crie où je porte mes pas,
Et mon haleine fume et ma barbe est de glace:
Qu'importe voyageur, ne nous arrêtons pas.

Die consonantische Kraft ist offenbar nicht erreicht. Statt weiterer Vergleiche verweisen wir auf das „Studienbuch zum Vergleich der französischen und deutschen Sprache in Uebersetzungen gewählter Dichtungen der besten Classiker Deutschlands“ von Al. Brochier. Hier bietet fast jede Seite Stoff zu sehr interessanten Vergleichen.

Doch wäre es falsch, wenn Jemand aus den angeführten Beispielen den

Schluß ziehen wollte, daß überall das Französische dem Deutschen nachstände; oft genug kann auch das Deutsche jenem nicht nachkommen. So singt Veranger in einem Liede:

Moi qui, même auprès des belles,
Voudrais vivre en passager,
Que je porte envie aux ailes
De l'oiseau vif et léger!
Combien d'espace il visite!
A voltiger tout l'invite:
L'air est doux, le ciel est beau.
Je volerais vite, vite, vite,
Si j'étais petit oiseau.

Ich möchte bezweifeln, daß es einem Uebersetzer gelingen würde, die Tonmalerei der zweiten Hälfte der Strophe wiederzugeben.

Gegen das Englische steht das Deutsche zurück hinsichtlich der Kraft und Energie des Ausdrucks; bei der außerordentlichen lautlichen Gedrängtheit desselben können viele Vorstellungen in verhältnißmäßig wenige Laute zusammengedrängt werden. Daher sind denn auch die Uebersetzungen englischer Dichtungen oft so hart und ungesüß im Deutschen. Wir verzichten darauf, hierzu Beispiele zu geben, um noch einen Blick auf die beiden alten Sprachen zu werfen.

Gegen diese steht das Deutsche vielfältig im Nachtheil. Weder den bezaubernden Wohlklang homerischer, noch die feierliche Würde virgilischer Hexameter vermögen wir in unserer Sprache wiederzugeben. Nur ein Beispiel. Berühmt ist der Vers der Odyssee, in welchem Homer die Qual des Sisyphos schildert, dem der auf den Berg gewälzte Stein immer wieder herab rollt:

αὔτις ἔπειτα πέδονδε κλινδετο λίαν ἀναίδης.

Vielgerühmt ist auch die bekannte Uebersetzung von Voß:

Hurtig mit Donnergepolter entrollte der tückische Marmor.

Vergleichen wir beide Verse, so tritt uns ein wesentlicher Unterschied in lautlicher Beziehung entgegen: Homers Vers ist außerordentlich leicht und weich; er malt die gleitende, leicht hüpfende Bewegung des Felsblocks, der mit dem Unglücklichen gleichsam spielt, seine Anstrengungen verhöhnt. Der Uebersetzer hat etwas hineingetragen, was im Originale gar nicht enthalten ist, nämlich ein polterndes Tosen des stürzenden Steines. Ist es nicht beinahe, als ob schon in diesen beiden Versen Homer, der heitere Sohn des milden, schönen Kleinasien, und Voß, der derbe Sproß des rauheren Nordens, ihr eigenes Land und Volk charakterisirten? Den bekannten virgilischen Vers:

Infandum, regina, jubes renovare dolorem,
der so voll und majestätisch, und dennoch wieder so weich und klagend klingt,

hat noch keine Uebersetzung erreicht. Ja selbst die Prosa bietet zuweilen gelungene Beispiele. Cicero schildert in seinem Buche über das Greisenalter das allmälige Hinschwinden desselben mit den Worten: sensim sine sensu senescit senectus; es ist unmöglich eine Uebersetzung zu finden, die die sanfte Alliteration, die in dem wiederholten s und den dumpfen Klang, der in dem n liegt, wiedergäbe.

Das Gesagte wird zu dem Beweise hinreichen, daß Laut und Begriff der Wörter sich keineswegs so fern stehen, als es im Allgemeinen den Anschein hat, ja daß wir allen Grund haben zu vermuthen, daß beide ursprünglich überall congruent gewesen sind. Ferner haben wir gesehen, daß je nach dem Charakter eines Volkes die lautlichen Verhältnisse sich anders gestalten und zwar so, daß in dem Charakter der Laute sich der des Volkes widerspiegelt. Endlich fanden wir, daß in der Sprache des Gefühls, in der Poesie, die ursprüngliche Harmonie oft zur Geltung kommt, aber bei einer Uebertragung in eine andere Sprache in der Regel verloren geht.

Aus der Kanzlei eines Bischofs am Anfang des vierzehnten Jahrhunderts.

Das Formelbuch des Domherrn Arnold von Prognau; Namens des Vereins für Geschichte und Alterthümer Schlesiens herausgegeben von Dr. W. Wattenbach. Cod. dipl. Siles. V.

Es wäre vielleicht rathsam gewesen, zu verschweigen, daß es sich hier um einen Band eines Cod. dipl. handelt, um nicht Jemanden bei dem Gedanken erschrecken zu lassen, daß ihm hier eine Urkundensammlung zur dauernden Lectüre empfohlen werden solle. Gibt es doch noch genug Leser, die sich, wenn sie ein solches Buch nur nennen hören, eines Schauers von Langeweile nicht erwehren können, und die Jeden, der sich für ein solches wirklich interessiert, mit einem ähnlichen Gefühle scheuer Verwunderung betrachten, mit dem wir als Kinder begabtere Mitschüler Schieferstifte oder gar Glas verspeisen sahen, und die bei solchen eine absonderliche Organisation nicht weniger voraussetzen als bei denen, die den Messias ganz gelesen zu haben vorgeben, oder Raupachs